

# Neuer Vorwärts

## Sozialdemokratisches Wochenblatt

EN AVANT! Hebdomadaire en langue allemande

Redaktion und Verlag: 30, Rue des Ecoles, Paris-5. Téléphone: Odéon 42-58

Aus dem Inhalt:

Der Kampf um den Wirtschaftskampf

Mitteleuropa nach Hitler

Rund um Doorn

Prix: Fr. 1,50

# Das Spiel um Spanien

## Dieser Tragödie eilt dem Ende zu

Die spanische Tragödie eilt ihrem Ende zu. Die katalanische Armee befindet sich im französischen Internierungslager. Die gesamten Streitkräfte der Interventionsmächte sind zum Angriff auf die noch in den Händen der republikanischen Regierung befindliche Zentralzone frei geworden. Die Unterlegenheit der republikanischen Regierung an Kriegsmaterial ist durch nichts auszugleichen. Die republikanische Regierung hat beschlossen, letzten Widerstand zu leisten. Dieser Beschluss kennzeichnet den Beginn des Todeskampfes.

Die beiden Westmächte verhalten sich, als ob der Todeskampf der spanischen Republik bereits beendet sei. Sie werden Francos Regierung als die rechtmässige Regierung Spaniens anerkennen. Sie hoffen, damit ein neues Blatt ihrer diplomatischen Geschichte aufzuschlagen zu können. Der Rebell Franco war bisher in der Hand von Hitler und Mussolini. Der Regierungschef Franco, der nicht mehr gezwungen ist, Krieg zu führen, wird — so hoffen die englischen und französischen Diplomaten — die politische Handlungsfreiheit zurückgewinnen. Sie glauben, ihn aus der Abhängigkeit von Deutschland und Italien lösen, ihn zum mindesten neutralisieren, wenn nicht gar auf die Seite Englands und Frankreichs ziehen zu können. Was bleibt ihnen anders übrig, wenn sie nicht die in München begonnene Politik preisgeben und zum offenen Kampf gegen Deutschland und Italien übergehen wollen?

Das Schicksal der spanischen Republik ist in München besiegelt worden. Die einzige Hoffnung der spanischen Republik bestand darin, dass die trotz München immer stärker werdenden Spannungen zwischen den Mächteblöcken einen solchen Grad erreichen könnten, dass die Blockade der Westmächte gegen Spanien, die unter dem Namen Nichtintervention lief, aufgehoben werden würde. Diese Hoffnung hat sich als irrig erwiesen. Die Achse Berlin-Rom hat es wohlweislich unterlassen, ihre spanische Position kurz vor dem Sieg durch eine Feberspitze und voreilige Ansetzung ihres Angriffes gegen Frankreich selbst in die Luft zu sprengen. Ebenso wie die spanischen Republikaner hat sie mit dem Faktor Zeit gerechnet — aber sie hatte es in der Hand, das Tempo zu bestimmen. Die französische Regierung weiss, dass sie sehr bald massiven italienischen Forderungen gegenüber stehen wird. Aber noch sind diese Forderungen nicht offiziell gestellt. Der Erpressungsfeldzug hat zwar bereits begonnen, militärische Vorbereitungen zu Demonstrationen

und Erpressungszwecken sind in Deutschland und Italien im Gange, aber noch ist die Krise nicht offiziell eröffnet. Also hält sich die französische Diplomatie nach wie vor an die Friedenspolitik von München.

England und Frankreich wollen diese Linie weiterspinnen. Sie schreiben deshalb alles ab, was sie stören könnte. So wie im September 1938 die Tschechoslowakei, so schreiben sie jetzt Spanien ab. Sie wollen zu einer neuen Ruhelage in Europa gelangen, um den Kampf um Macht und Einfluss und um die „imperialen Wege“ mit diplomatischen Mitteln weiterführen zu können. Das Ende des spanischen Bürgerkrieges erscheint ihnen deshalb nicht so sehr als eine Verschlechterung ihrer Position, sondern als eine Erleichterung des Planes, den Machtkampf mit friedlichen Mitteln fortzusetzen. Diese Schule der Politik glaubt, dass wie vor dem Ausbruch des Weltkrieges die Spannungen zwischen den rivalisierenden Mächten durch Verhandlungen, durch Geben und Nehmen von Kompensationen beseitigt werden könnten. Sie rechnet damit, dass auch Deutschland und Italien sich im Rahmen dieser Politik halten würden, und dass das labilste Gleichgewicht besser sei als der Krieg.

Auch diese Politik ist eine düstere Perspektive für die Völker. Sie erfordert die dauernde Anspannung aller wirtschaftlichen Kräfte der Grossmächte für die Rüstung — denn die Erhaltung der Rüstung auf dem höchsten Stand ist eines der notwendigen Mittel dieser Politik. Diese Rüstung bis zum äussersten aber hat wieder ihre innerpolitischen und kulturellen Konsequenzen.

Aber wird sie wenigstens den offenen Ausbruch des Krieges verhindern? Die französisch-englische Politik geht

jetzt in Spanien an ein neues Experiment. Sie will Franco von Deutschland und Italien lösen. Sie glaubt, dass Franco sich ihr zuneigen werde, weil die wirtschaftliche und finanzielle Kapazität Englands und Frankreichs grösser sein wird als die der Achse. Wie man weiss, ist dies die gleiche Rechnung, die Mr. Chamberlain gegenüber dem Problem Japan-China angestellt hat. Japan — so hat er im Unterhause dargelegt — wird nach dem Siege so erschöpft sein, dass es nicht in der Lage ist, das eroberte China zu reorganisieren, also wird das englische Kapital in China nach dem Ende des Krieges glänzende Möglichkeiten finden. Es scheint, dass ihm das Beispiel des russisch-japanischen Krieges vorgeschwebt hat, bei dem England den eigentlichen Gewinn von dem Kriegsgewitter im Osten davontrug:

Seht wie die schwärzlichen Wolken sich ballen,  
Von den zuckenden Blitzen erhellet,  
Hört wie die grollenden Donner erschallen,  
Pfeifend der Sturm die Wipfel durchgellt!  
Aber vom Himmel fällt fruchtbarer Regen,  
Englands Fluren und Feldern zum Segen.

Man wird zugeben, dass eine Politik, die in dem vom Bürgerkrieg ruinierten Spanien ein Objekt für finanzkapitalistischen Imperialismus erblickt, von allen jenen „ideologischen“ Sentimentalitäten frei ist, die die Herzen aller weniger kühl rechnenden demokratischen „Ideologen“ angesichts der spanischen Tragödie zerreißen. Aber die Probe aufs Exempel wird nicht lange auf sich warten lassen — sie wird jedenfalls beträchtlich rascher kommen als in China. Es wird sich sehr bald erweisen, ob Deutschland und Italien gewillt sein werden, Franco aus seiner Abhängigkeit von ihnen zu entlassen, und dann wird es sich zei-

gen, ob die allgemeine Rechnung der englischen und französischen Diplomatie richtig war.

Im Hintergrund dieser ganzen Rechnung steht die Anschauung: Eine Grossmacht kann im Auf und Ab des diplomatischen Spieles Konzessionen geben und Prestigeverluste hinnehmen, ohne dass das Zentrum ihrer Kraft dadurch berührt würde. Sie muss mit den anderen Grossmächten leben, und sie kann es, weil Kriege zwischen Grossmächten sinnlos sind. Diese Schule unterstellt, dass Hitlers Grossdeutschland und Mussolinis Italien ihre Politik nach der gleichen Grundanschauung orientieren. Für diese Politik sind die kleineren Länder, sind Kolonien und Einflussgebiete Objekte, um die das Spiel der Grossmächte geht, und mit denen der Frieden bezahlt werden kann, ohne dass die Grossmachtstellung der Beteiligten darunter leidet. Die grosse Frage dabei ist aber, ob Deutschland und Italien auf dem Boden der gleichen Auffassung stehen, oder ob sie nicht glauben, dass die Zeit gekommen sei, in der die eine oder die andere Grossmacht für immer zertrümmert werden könne. Es gibt in der europäischen Geschichte Beispiele dafür, dass Grossmächte kein ewiges Leben haben.

Man wird sehen, wo die Illusionen und die falschen Hoffnungen sind. Mit Hoffnung und Glauben allein lassen sich sichtbar drohende Gefahren nicht beschwören. Wir haben Erfahrungen genug mit solchen Hoffnungen gemacht. Hier sind einige Beispiele: Deutschland ist nicht Italien — Spanien ist nicht Abessinien — die Tschechoslowakei ist nicht Oesterreich. Jede dieser Hoffnungen war irrig. Angesichts der spanischen Tragödie blicken wir mit tiefem Pessimismus in die Zukunft.

## Der Kampf um den Wirtschaftskampf

### Ein Keil treibt den andern

Die nationalsozialistische Dirigierung der Wirtschaft hat, wie wir gezeigt haben, zu einer Ueberbeanspruchung des Produktionsapparats, zu einer wachsenden Disproportionalität der Wirtschaftszweige, zu einem ökonomischen und technischen Wirrwarr, zu einem in bedenklichem Ausmasse zunehmenden Verschleiss des Produktionsapparats geführt. Hinter den Ansprüchen der Diktatur, hinter den Anforderungen eines Planes, der ausserwirtschaftlichen Erwägungen entspringen ist, bleibt die Leistungsmöglichkeit der Produktion je länger, je mehr zurück. In welcher merkwürdigen Störungen die Konkurrenz der meist staatlichen Auftraggeber um die Lieferung führt, beleuchtet ein Erlass

des kürzlich ernannten Generalbevollmächtigten für die Eisen- und Stahlbewirtschaftung.

„Eine Untersuchung bei einzelnen Apparatenbauanstalten, heisst es darin, hat ergeben, dass durch Eingriffe der Besteller in das Arbeitsprogramm der geregelte Arbeitsablauf in der Industrie erheblich gestört wird. Durch Dringlichkeitsbescheinigungen aller Art, Telegramme höherer staatlicher Stellen, Drohungen mit Auftragsentziehung oder sonstiger wirtschaftlicher Benachteiligung und dergleichen Versuchen einzelne Bedarfsträger ihre Bestellungen auf Kosten anderer vorzulegen. Hierdurch wird eine geregelte Planung bei den ausführenden Betrieben unmöglich gemacht. Jede Umdisponierung führt zu unübersehbaren Störungen des gesamten Fertigungsganges. Durch die fortwährenden, auf Grund solcher Anordnungen erfol-

genden Umänderungen ist das Material teilweise drei- bis viermal länger in Bearbeitung als bei normalem Arbeitsablauf notwendig. Andererseits stehen Maschinen still, weil bei einer davorliegenden Fertigungsstufe Stauungen aufgetreten sind. Alle diese Störungen beeinträchtigen das Ausbringen der Lieferwerke zum Nachteil der Kontingentsträger selbst.“

Zur Abstellung dieser „untragbaren Missstände“ ordnet der Erlass eine Überprüfung des Auftragsbestandes der Maschinen- und Apparatenbauindustrie an, die für die Durchführung von staatspolitisch dringenden Aufgaben von besonderer Bedeutung sind. Auf Grund dieser Prüfung wird die Auftragsabwicklung festgelegt, der sich sämtliche Besteller zu fügen haben. Den Betrieben wird verboten, irgendwelche

## Eine Achse Washington-Rio de Janeiro

Rio de Janeiro, Ende Januar.

Seit der Panamerikanischen Konferenz von Lima ist eine zukunftsverheissende Aktivierung der panamerikanischen Politik in bezug auf die Alte Welt eingetreten. Die Konferenz selbst brachte bekanntlich in Form eines positiven Bekenntnisses zur Demokratie, zur internationalen Rechtssicherheit, zur Verurteilung aller Gewaltmethoden und zur Ablehnung des Rassenhasses und der Religionsverfolgungen eine entschiedene Verneinung der Grundsätze, die zu den Lebensgesetzen der Achse Berlin-Rom gehören. Darüber hinaus erfolgte eine energische Stellungnahme gegenüber allen Versuchen, faschistische Ansichten und faschistische Regierungsmethoden nach dem amerikanischen Kontinent zu übertragen. Wo die eine oder andere, meist ganz nebensächliche taktische Meinungsverschiedenheit zu überwinden war, hatten die zahlreich anwesenden deutschen und italienischen Beobachter niemals Grund zur Schadenfreude und zum Frohlocken. Denn die Differenzen entstanden niemals, weil etwa ein Land Sympathie für das Dritte Reich oder für die „Dynamik“ Mussolinis empfunden hätte.

Inzwischen geht die Entwicklung geradlinig zugunsten der Friedensfront weiter. In Chile sind ein Präsident und eine politische Koalition an die Macht gelangt, die für die Ziele der Achse so wenig Vorliebe empfinden, dass der Besuch italienischer Kriegsschiffe im letzten Augenblick abgesagt wurde. In Argentinien verfolgen der Präsident Ortiz und der Aussenminister Cantillo ruhig und konsequent einen Kurs, der weder in Berlin noch in Rom Freude erregt: ausserpolitisch wird an dem Gedanken der kollektiven Sicherheit festgehalten, innerpolitisch wird alles unternommen, um eine weitere Infizierung der jungen deutsch-argentinischen Generation durch nationalsozialistische und der italienisch-argentinischen Schüler durch faschistische Gedankengänge hintanzuhalten. Besonders wichtig ist die Entwicklung in Brasilien. Die brasilianische Bundesregierung liess durch

den früheren Aussenminister Mello Franco auf der Panamerikanischen Konferenz von Lima alle Anstrengungen machen, um den Tendenzen, die zur Freude der Achse zu einem Scheitern der Roosevelt'schen Pläne hätten führen können, jede Wirkungsmöglichkeit zu rauben. Sie vertrat von Beginn an den ganz richtigen Gedanken, es komme weniger auf diese oder jene Formulierung an als auf die tatsächliche Einheit gegenüber jeder weltanschaulichen, politischen und militärischen Intervention.

Diese Haltung war deswegen bedeutungsvoll, weil zwar alle südamerikanischen Staaten in dieser Hinsicht einig sind, bei manchen von ihnen aber die Befürchtung vorhanden ist, die Führerstellung der USA könne zu einem Vorherrschaftsanspruch ausarten. Brasilien ist hier der Vermittler, der einerseits den Weg zu einer amerikanischen Einheitsfront erleichtert, andererseits durch seine Aktivität den mittleren und kleineren südamerikanischen Staaten die Gewähr dafür bietet, dass Onkel Sam seine überragende Macht nicht missbraucht. Aus diesem Grunde ist es ausserordentlich wesentlich, dass Roosevelt in einem überaus herzlichen Telegramm den brasilianischen Präsidenten Vargas gebeten hat, den Aussenminister Dr. Aranha zu Besprechungen nach Washington zu entsenden. Herr Vargas hat sich sofort dazu bereit erklärt und in einem nicht weniger deutlichen Antworttelegramm seine Zustimmung zu der Roosevelt'schen Aussenpolitik bekundet. Aus der brasilianischen Regierungspresse ist zu erkennen, worum es bei diesen Verhandlungen geht.

Roosevelt will mit dem grössten südamerikanischen Staate rechtzeitig darüber einig werden, wie sich der amerikanische Kontinent gegenüber den europäischen und ostasiatischen Spannungen und gegenüber eventuellen überraschenden Ereignissen in den verschiedenen politischen Wetterwinden verhalten solle. Roosevelt möchte ferner die brasilianische Regierung darüber informieren, was von seiten des nordamerikanischen Marineministeriums geschieht,

um den Schutz Amerikas vom hohen Norden bis zum Feuerlande zu gewährleisten. Roosevelt gedenkt ferner mit dem persönlichen Vertrauensmann seines brasilianischen Kollegen darüber zu einem Entschlossenem zu gelangen, was zum wirksamen Abschneiden des wirtschaftspolitischen Vorstosses des Dritten Reiches in Südamerika im allgemeinen, in Brasilien im besonderen notwendig ist. Die nordamerikanische Regierung hat sich nämlich bisher über diese Entwicklung recht lebhaft beschwert, ohne allerdings praktisch viel gegen sie zu unternehmen.

Mit dieser Untätigkeit wird jedoch Schluss gemacht. Washington wird sorgen, dass gegen die deutsche Dumpfexport ausfuhr mit allem Nachdruck Front gemacht wird. Seine Bereitwilligkeit, nur handelspolitische Mittel anzuwenden, sondern auch Geld locker zu machen, und dass es dieses Mal ernst gemeint ist, über all diese Einzelheiten ist jedoch nicht zu vergessen, dass die Reise des brasilianischen Aussenministers in erster Linie ein weltpolitischer Zweck verfolgt. Die brasilianische Regierungspresse sagt, dass Roosevelt schminkt, dass er sich in Wahrheit um die Schaffung einer Achse Washington-Rio de Janeiro handelt. Diese Achse hat für sich das Ziel der gemeinsamen Abwehr der internationalsozialistisch-faschistischen Intervention in Südamerika. Die südamerikanischen Staatsmänner sind sich jedoch auch über im klaren, dass es mit dieser politischen Beschränkung im Ernsten nicht sein Bewenden haben kann und dass sein Bewenden haben darf. Sie wissen genau, dass es nicht möglich ist, auf Dauer in Amerika die Aufrechterhaltung der Rechtssicherheit und der Vertragspflichten der Humanität und der Glaubensfreiheit zu sichern, wenn die übrige Welt langsam die Barbarei zu versinken droht. Im vergangenen Augenblicke werden darum alle Augenblicke von den Eiswüsten Alaskas bis nach Patagonien dieselbe Parole haben, die die ersten nordamerikanischen Truppen darüber sprachen, als sie 1918 in Frankreich landeten: „Wir sind zur Stelle!“

## Disput um den Friedenspreis

In der skandinavischen Öffentlichkeit wird wieder einmal lebhaft die Frage erörtert, wer wohl als nächster Träger des Nobel-Friedenspreises in Frage komme. Mancherlei wohlmeinende, aber politisch ahnungslose Leute nennen den Namen Neville Chamberlain. Diverse konservative Parlamentarier haben denn auch bereits regelrecht einen dementsprechenden Vorschlag an die Friedensjury zu Oslo gerichtet.

Mr. Chamberlain hat die Tschechoslowakei Hitler preisgegeben. Nun soll dafür ihm ein Preis gegeben werden. In dieser Zeit der grossen europäischen Preisgabe dürfte das stivvoll, sinnig und symbolisch wirken. Ein schwedischer Reichstagsmann, der Linken zugehörend, Schuloberinspektor Brandt, war ketzerisch anderer Meinung und so bar aller Illusionen über den „Frieden“ von München, dass er — um den Chamberlain-Kult seiner konservativen Kollegen öffentlich ad absurdum zu führen — den beissend ironischen Antrag stellte, die Ehrung, wenn überhaupt einem der grossen europäischen Friedensengel, dann lieber gleich dem Herrn Führer und Reichszanzler Adolf Hitler zuteil werden zu lassen. Dieser hätte sich ja schliesslich weigern können, die böhmische Beute gratis — d. h. ohne Krieg — in Empfang zu nehmen. Er weigerte sich nicht. Er war so freundlich, zuzugreifen und somit den

Frieden zu retten. Nobelpreis an Chamberlain? Nein. Wenn man konsequent sein wolle, müsse man ihn Hitler verleihen.

In diesem Sinne etwa — wenn auch mit anderen Worten — schrieb bitter hohnvoll der Schuloberinspektor Brandt einen offenen, sehr offenen Brief an das Nobelkomitee und stellte in aller parodistischen Form den Antrag, den Hitler zum Friedenskaiser zu krönen.

Das Schreiben hatte eine Wirkung, von der seines Urhebers Schulweisheit sich wohl schwerlich etwas hatte träumen lassen. Um das erschütternde Faktum kurz herauszusagen: der Vorschlag erweckte wenig Zustimmung und viel Empörung, das heisst also, er wurde immerhin — ernst genommen!

Man versuche es sich auszumalen, es ist wichtig für die Erkenntnis der Zeitsituation: der Vorschlag wurde ernst genommen. Nazis und Halbnazis im Norden und anderswo applaudierten ihm lebhaft und die reichsdeutsche Goebbelspresse notierte mit behaglichem Stolz das „Zeichen wachsender Einsicht.“

Aber auch — und das ist noch tiefer aufschlussreich — auch die Presse zivillierter Länder durchschaute teilweise nicht den hohnvoll-satirischen Charakter des Briefes, sondern geriet in helle Empörung über den Mann, der da dem Hitler ein Anrecht auf den Friedenspreis zusprach. Sowohl in den Leitartikeln wie auch in den „Eingesandt“-Spalten mancher Zeitungen kam es zu langen, ernstgemeinten Ergüssen, in denen teils pedantisch, teils pathetisch

der „Vorstoss“ des Schulinspektors unterteilt wurde, meist in die Erklärung, dass es sei eine Schande, Hitler für den Friedenspreis in Betracht zu ziehen. Der Preis gebühre Chamberlain oder Bismarck.

Wie von einem Zifferblatt kann man diesem Geschehnis gleichsam in konstanter Form die seelische Situation ablesen, in der Europa am Vorabend des grossen Grauens dahinglebt. Tiefer und tiefer als durch vollzogene Fakten und statistische Zahlen wird ein Zeitzustand dargestellt, das gekennzeichnet, was in ihm für ein Bild, für überhaupt denkbar gehalten werden. Als preussische Soldaten und die Haupter von Köpenick den „Hauptmann Voigt für möglich hielten, erkannte die Welt lachend das Schaurig-Symbolhafte des Irrtums. Dass kein zivillierter Mensch den Friedenslorbeer reichen will, ist sehr abgeschwächter Trost, sobald ein solches Faktum bedarf und sobald ein zivillierter Mensch, der in böhmischen Schuhen mit dem tollsten aller Gedanken spielt, die Gefahr gerät, missverstanden zu werden.

Dass das geschah, dass man jenen „Vorstoss“ eines nordischen Demokraten nahm, das ist wahrlich ernst zu nehmen. Es verdeutlicht den Zustand Europas, enthält den Zerfall einer Zeit, in der schon möglich und nichts mehr sicher ist, in der alle Werte sich selbst in Frage stellen und ins grosse Gleiten kamen, nur die Welt nicht begriff, was 1933 in Deutschland geschah.

Lastwagen sei in den nächsten vier neuen Typen zu bauen sind. Bei den Jahren kaum das Erscheinen einer neuen Type zu erwarten. Die Automobilfabriken verlieren so einen wesentlichen Teil ihrer Selbstständigkeit. Sie dürfen nicht mehr Neukonstruktionen herausbringen. Die einzelnen Werke müssen ihre Erfahrungen, einen Teil ihrer Maschinerie und einen Teil ihrer Konstrukteure den anderen Werken, die mit der zugelassenen Type noch keine Erfahrung haben, zur Verfügung stellen. Alle oder mindestens die meisten Fabriken werden künftig dasselbe Modell erzeugen. Sie sind in ihren wesentlichsten Funktionen dem staatlich-militärischen Befehl unterstellt. Die Konstruktions- und Erfindungstätigkeit ist vom Staat monopolisiert. Von einer Sozialisierung unterscheidet sich der Vorgang nur darin, dass damit kein direkter Eingriff in das Privateigentum verbunden wird. Aber die aus dem kapitalistischen Privateigentum fliessende Verfügungsgewalt ist den Besitzern der

Produktionsmittel genommen. Die „Frankfurter Zeitung“ hat „liberalistische“ Beklemmungen: Wo bleibt der Fortschritt?

„Besteht denn künftig noch, wenn dem Unternehmen vorgeschrieben wird, was es erzeugt, ein Anreiz, die Technik weiter zu entwickeln? Dieser Einwand ist sozialistischen Wirtschaftsformen zur Rechtfertigung der völlig freien Unternehmerinitiative von jeher vorgehalten worden. Indessen blieb dabei wohl ausser acht, dass Forschern, Konstruieren und Erfinden auch einem elementaren Drang entspringen können, der nicht im Dienst privatwirtschaftlicher Interessen zu stehen braucht. Es kommt also darauf an, diesem Drang die Betätigungsmöglichkeit zu geben, und Erfindungen, die ihm entspringen, zu erproben und zu verwenden.“

Aber in dem deutschen Wirtschaftswirrwarr ist auch eine „sozialistische“ Neuorganisation keine einfache Sache. Die Typenumstellung erfordert auch eine Umstellung der Maschinerie oder vielmehr einen ganz neuen Maschinenpark. „Ganze maschinelle Einrichtun-

gen“, bemerkt schüchtern die „Frankfurter Zeitung“, werden unbrauchbar, weil sie auf eine andere Type zugeschnitten waren.“ Aber wir wissen bereits, dass der Maschinenbau sich einem „Engpass“ befindet, und neuen Maschinen nicht rechtzeitig beschaffen kann. Wird also der Plan durchgeführt, so wird zu dem Engpass Maschinen bald der Engpass Automobillindustrie dazukommen. Und was wird dann der Heeresmotorisierung, der ja die Wirklichkeit die Umorganisation der Typenvereinfachung in erster Linie dienen soll?

Der Versuch, durch zwangsweise Sozialisierung, durch immer neue Verschärfung der Staatswirtschaft die Produktion an unproduktiven Gütern, Rüstungs- und Autarkieerzeugnissen entstanden sind, gleicht nur allzu dem Versuch Münchhausens, sich aus dem eigenen Zopf aus dem Sumpf zu ziehen.

Dr. Richard KERN

# Vorbereitung auf ein neues München

## Eine wohldurchdachte Politik

In einem Brief an den Herausgeber wird dort in der Zeitschrift „Economist“ eine Darstellung der deutschen Wirtschaftslage veröffentlicht, die zu folgendem Ergebnis kommt:

1. Die Vorteile, die Deutschland durch München gewonnen hat, sind von den Nazis nicht zur Konsolidierung ihrer wirtschaftlichen Lage verwendet worden. Sie hätten die Arbeiter und das Kapital, die durch Vollendung der Befestigungsarbeiten, durch die Demobilisierung und durch den Zuwachs an Produktionsfähigkeit im Sudetengebiet freigesetzt worden sind, verwenden können, um die Lebenshaltung zu verbessern und die Ausstattung der zivilen Industrie aufrecht zu erhalten. Das ist nicht geschehen.

2. Im Gegenteil scheinen weitere Anstrengungen gemacht worden zu sein die militärische Stoßkraft bis zum Höchstmass und in der kürzestmöglichen Zeit durch Aufsammlung von Materialreserven und Fortsetzung der Aufrüstung in grossem Massstabe zu stärken, selbst auf die Gefahr, dass ernsthafte soziale Spannungen im Innern entstehen und das Regime an Popularität einbüsst.

3. Diese Politik ist unheilvoll, da sie von dem Verlangen beherrscht ist, ausserpolitische „Probleme“ zu lösen, bevor der Versuch gemacht worden ist, die innerpolitischen Probleme zu lösen. Die Naziregierung, die 25 Prozent des Volkseinkommens für die Bewaffnung verbraucht, könnte fraglos, wenn sie sich dazu entschliesse, die Lebenshaltung sofort in einem beachtlichen Masse erhöhen.

Die gegenwärtige Spannung — sozial, wirtschaftlich und finanziell innerhalb Deutschlands, politisch ausserhalb Deutschlands — ist nicht das zufällige Ergebnis von Missverständnissen, Missgeschick oder Irrtümern. Sie ist nicht die notwendige Wirkung der totalen Wirtschaft. Sie ist die unmittelbare Folge einer wohlbedachten Politik.

Im Leitartikel des „Economist“ wird bestätigt, dass der Verfasser des Briefes, Mr. Thomas Balogh, die ökonomische Lage Deutschlands richtig dargestellt habe. Argumente, die dieses zutreffende Urteil des „Economist“ bestätigen, findet man zur Zeit reichlich in der deutschen Wirtschaftspresse. Man legt dort keinen grossen Wert darauf, zu bestreiten, dass in Deutschland alles auf die eine Karte der militärischen Einschüchterung gesetzt wird, die bisher immer gestochen hat und von der man den gleichen Effekt auch für die Zukunft erwartet. Mit aller Offenheit wird zugegeben, dass im vorigen Jahr die Reserven von Menschenkraft, Material und Geld planmässig für den Sieg von München eingesetzt worden sind.

Die Ernährungslage des Dritten Reiches wird von Darré höchst persönlich in einem Aufsatz über „die ernährungspolitische Lage“ geschildert, die in Görings Zeitschrift „Vierjahresplan“ vom Januar veröffentlicht worden ist. Darin sind die Aussichten, das deutsche Volk aus eigenem Boden zu versorgen, ziemlich düster. Das eroberte Sudetengebiet verbraucht um das doppelte mehr Nahrungsmittel, als es hervorbringt. Da Devisen für die Ernährung der befreiten Volksgenossen schwer zu beschaffen sind, müssen sie aus dem Altreich mit Fleisch und Fett versorgt werden. Daher habe sich „die derzeitige Verknappung von Schweinefleisch und Butter zweifellos durch die Notwendigkeit, Schweine an die Ostmark und Schweine und Butter an das Sudetenland abgeben zu müssen“, verschärft. Diese Eroberung hat also die Nährfreiheit des deutschen Volkes nicht gefördert, sondern ihm zusätzliche Entbehrungen aufgezogen.

Ohnehin ist der Nahrungsspielraum noch des Altreichs sehr beengt, weil im Dritten Reich die Bewaffnung vordringlicher ist als die Ernährung. Allein in den beiden Jahren 1937 und 1938 ist die landwirtschaftliche Nutzfläche um rund 200 000 ha vermindert und dadurch 367 000 Menschen im Altreich der „Nahrungsspielplatz“ entzogen worden. Wofür? „Für den Bau der Autobahnen und die Anlage von industriellen Betrieben, die Ausdehnung der Städte, die Anlage von Truppenübungsplätzen und nicht zuletzt für die Erfüllung der grossräumigen Westbefestigungen“. 230 000 gleich 18,5 Prozent der gesamten deutschen Landarbeiter sind nicht mehr in ihrem eigentlichen Beruf tätig. Die Zahl der landwirtschaftlich beschäftigten Menschen, die in andere Berufe abgewandert sind, einschliesslich der mithelfenden

Familienangehörigen, schätzt Darré auf mindestens 7 bis 800 000. Die Abwanderung von Angehörigen bäuerlicher Familien in die Stadt hat zur Folge, dass bei Bauern bereits „die extensivierte Wirtschaft die intensive abzulösen beginnt“. „Es muss leider festgestellt werden“, schreibt Darré, „dass in allen Gebieten Deutschlands infolge des nicht mehr tragbaren Mangels an Arbeitskräften namentlich in bäuerlichen Betrieben diese Extensivierungstendenz dauernd an Boden gewinnt mit allen daraus folgenden Gefahren für die deutsche Ernährung.“ Die Freizügigkeit der Arbeitskräfte im Dritten Reich ist aufgehoben. Landwirtschaftlich geschulte Kräfte dürfen ohne amtliche Erlaubnis anderswo keine Arbeit annehmen. Die „Landflucht“ im Dritten Reich ist, da die Landarbeiter und Bauernkinder nicht dem Dorfe entziehen können, amtlich gewollt und gefördert. Ebenso wie die Einschränkung des Ackerbodens ist die Abwanderung vom Lande eine Folge davon, dass es dem Führer darauf ankommt, alles für die beschleunigte Mobilmachung aufs Spiel zu setzen. Daher darf man sich nicht wundern, dass sich, auch nach der Darstellung Darrés, die Erfolge der Erzeugungsschlacht recht bescheiden ausnehmen. Schon 1932 war Deutschland zu 75 Prozent aus eigener Erzeugung versorgt, 1938 zu 83 Prozent, und Darré selbst muss zugeben, dass diese Ziffern „nicht eindrucksvoll“ sind. Die Ernährungspolitik dient ja auch nicht der Ernährung, sondern ist ein Instrument der Machtpolitik. Daher sind „entscheidend für die Beurteilung des ernährungspolitischen Erreichens nicht diese Prozentzahlen, sondern die Tatsache, dass wir ernährungswirtschaftlich im September 1938 so dastanden, dass Deutschland in ernährungswirtschaftlicher Hinsicht unangreifbar war. Der Führer konnte in seiner Proklama-

tion zu Beginn des Reichsparteitages in Nürnberg erklären:

„Mit diesen Vorräten und durch den reichen Segen der heurigen Ernte werden wir auf Jahre jeder Nahrungssorge entoben sein.“ Diese Vorräte sind tatsächlich das beste Kennzeichen für unsere gegenwärtige ernährungspolitische Lage. Sie haben in der Septemberkrise zweifellos in entscheidender Weise dem Führer geholfen, seinen Willen, d. h. das Recht des deutschen Volkes, auf friedlichem Wege durchzusetzen.“ So hat „die Ernährungspolitik auf ihrem Gebiet auch im Jahre 1938 dem Führer den Rücken frei gehalten“.

Wie aber ist es möglich gewesen, grosse Vorräte für militärische Zwecke aufzustapeln, wenn der heimische Boden längst nicht genug für die unmittelbare Ernährung hergibt? Die Frage beantwortet die folgende Statistik. Es betrug in Millionen Mark der Import von:

	Ernährungs-gütern	Heb- und Halbwaren
1934	1 067	2 600
1935	996	2 552
1936	1 499	2 321
1937	1 947	2 970
1938	2 111	2 891

Die Zunahme der Nahrungsmittelzufuhr setzt also gerade in dem Jahre der Verkündung des Vierjahresplanes ein. Es zeigt sich die überraschende Tatsache, dass in den letzten fünf Jahren die Einfuhr von Rohstoffen nur um 15 Prozent, die Einfuhr von Nahrungsmitteln um 100 Prozent zugenommen hat. Auch „Der deutsche Volkswirt“ (27. Januar 1939) ist überrascht von der „starken Steigerung der Einfuhr an Ernährungsprodukten, die 1938 weitaus höher war als jemals“. „Die Einfuhrsteigerung der Rohstoffe und Halbwaren nimmt sich dagegen bescheiden aus.“ „Man kennt“, schreibt „Der deutsche Volkswirt“, „die einmaligen Ursachen, und man darf daher annehmen, dass die hohen Ernährungsvorräte künftig wieder eine gewisse Verminderung der Einfuhr

## Angstmassnahmen

### Kinder, Krüppel und Greise an die Front

Dauermobilmachung und „friedlicher Aufbau“ sind schwer zu vereinigen. Je mehr es im Dritten Reich an Arbeitskräften fehlt, desto mehr Angstmassnahmen, denen man die Unzweckmässigkeit auf den ersten Blick ansieht, werden getroffen.

#### Magd wider Willen

Die schulentlassenen 14- und 15jährigen Stadtmädchen sträuben sich gegen die Landarbeit. Also werden sie zur Landarbeit, zum sogenannten „Ehrendienst am deutschen Volke“ auf mindestens ein Jahr gezwungen. In Duisburg fand eine Arbeitslosigkeit „des Gauausschusses und aller Kreisausschüsse für hauswirtschaftliche Ausbildung“ statt, auf der die Berufsberaterin Bümmer den anwesenden Frauen (laut Bericht der „Essener Nationalzeitung Nr. 38“) das Folgende klarmachte:

„Wenn man hört, dass in diesem Winter 110 000 Stellen im Reich auf dem Lande als unbesetzt gemeldet sind, dann begreift man, wie notwendig die Einschaltung des Arbeitsamtes ist, wie notwendig vor allem eine Verschärfung der Pflichtjahrordnung war.“

Es ist ein betrübliches Zeichen, wenn gesunde und kräftige Mädel zu bequem sind, um von selbst sich zur Landwirtschaft zu entschliessen und lieber in Haushalten unterzukommen suchen, wo es nicht viel zu schaffen gibt. Auch hier hat sich das Arbeitsamt eingeschaltet...

Es haben sich im vergangenen Jahre von etwa 10 000 Mädchen 2 600 aufs Land gemeldet, in die Stadt aber fast 7 000. Durch das Arbeitsamt aber sind in ungekehrter Weise 60 Prozent der Mädel aufs Land vermittelt und 40 Prozent in die Stadt. Somit ist der Anordnung Genüge geleistet worden, die vorschreibt, die Mädchen sind vor allen Dingen in der Landwirtschaft einzusetzen.

So stehen heute 300 000 bis 400 000 Mädchen in diesem Jahre zur Verfügung.

Halbwüchsige Mädchen, die eine anbefohlene Arbeit unwillig leisten — das wird jeder Erzieher und jede Fürsorgerin bestätigen — sind im passiven Widerstand viel zäher als irgendein Erwachsener. Sie lassen sich anschreien, brechen in Tränen aus, geben sich aber weiter den Anschein, die ihnen erteilten Aufträge nicht zu begreifen. Die deutschen Bäuerinnen, die durch den Mangel an Hilfskräften und die Erfordernisse der Zwangswirtschaft mit Arbeit dreifach überlastet sind, haben weder Lust

noch Zeit, sich mit derartigen Komplikationen abzugeben oder Feldweibel zu spielen.

#### Die Studentennöhle

Das nationalsozialistische Regime, seiner Natur nach wissenschaftsfeindlich, möchte die deutschen Universitäten am liebsten nach Art der Altwelbermühlen organisieren. Zur einen Tür geht ein eben der Schule entwachsener Hitlerjunge hinein, zur anderen kommt nach wenigen Wochen ein fertiger Doktor heraus. Die Semesteranzahl in allen Fächern der Wissenschaft wird ständig verkürzt, die praktische Ausbildungszeit ständig zugunsten des militärischen und halb-militärischen Dienstes eingeschränkt. Die Klagen über die mangelhafte Befähigung des akademischen Nachwuchses reissen in industriellen, wissenschaftlichen, kaufmännischen — und vor allem auch in militärischen Kreisen nicht mehr ab. Selbst begeisterte Nazis, die offiziell beauftragt sind, die jüngsten Studienverkürzungs-Massnahmen zu verteidigen, geraten dabei unmerklich ins Stottern und Meckern. So der Leiter des Amtes Wissenschaft und Fachziehung bei der Reichsstudienführung, Dr. Fritz Kubach, in dem organisationsamtlichen Organ „Der Altherrenbund“. Er schreibt dort, es

...gehe letzten Endes um eine sinnvolle Neuordnung des Studiums und der akademischen Ausbildung im Hinblick auf eine bestmögliche Erziehung und Ausbildung des Nachwuchses der geistlich schaffenden Berufe und damit um eine Leistungssteigerung der deutschen Wirtschaft und Technik, sowie um eine Erhöhung der Leistungsfähigkeit unserer wissenschaftlichen Forschung...

Dabei gelte als Grundsatz, dass nur solche Massnahmen zu treffen sind, die jeden Leistungsabfall verhindern, die im Gegenteil zu einer Leistungssteigerung führen. Erforderlich als Sofortmassnahme erscheine die generelle Studien- und Ausbildungsverkürzung. Sie könne durch eine sinnvolle Verbindung zwischen wissenschaftlichem Studium und berufspraktischer Ausbildung sowie durch eine Verlängerung der Semesterarbeitszeit um je einen Monat ermöglicht werden. Es würden dann immer noch vier Monate Ferien bleiben und damit genügend Zeit für die eigene Arbeit der Studenten, evtl. Leistungen von Wehrmachtsübungen usw.“

Das klingt eher kleinlaut als überzeugt und dass bei alledem eine wissenschaftliche

gestalteten.“ Man kennt die Gründe dieser Aufstapelung von Getreidevorräten allerdings — ob sie einmalig sind, ist eine andere Frage.

In der Zeitschrift „Devisenarchiv“ (31. Januar 1939) äusserst sich der Staatssekretär beim Beauftragten für den Vierjahresplan, Erich Neumann, über die Devisenreserven, die anzusammeln der Führer zugleich mit der Verkündung des Vierjahresplanes befohlen hatte. Sie sei erschöpft und „der Höhepunkt dieser Sonderaktion überschritten“. „Die Aktion“, schreibt Neumann, „hat im wesentlichen dazu beigetragen, die massigen Voraussetzungen für die grossartigen aussenpolitischen Erfolge zu schaffen, die das Jahr 1938 für immer als eines der grössten der deutschen Geschichte erscheinen lassen wird.“

Es wird also hier offen zugegeben, dass von langer Hand der Ueberfall auf die Tschechoslovakei präpariert worden ist und dass dafür die Menschen-, Material- und Geldreserven eingesetzt worden sind. Es zeigt sich zugleich, dass das nur mit Hilfe ausländischer Zufuhr möglich war. Wenn also der Führer neuerdings droht, mit allen Mitteln die Steigerung der deutschen Ausfuhr zu erzwingen, so will er sich die Hilfe des Auslandes für den Fall einer neuen Ueberraschung à la München sichern. Darnach kann man ermassen, welcher Wahrheitsgehalt dem Ausspruch des Führers zukommt, der auf der Titelseite der Zeitschrift „Vierjahresplan“ prangt und der wie folgt lautet:

„Im gesamten wird die deutsche Volkswirtschaft so aufgebaut, dass sie jederzeit auch gänzlich unabhängig von anderen Ländern auf eigenen Füssen stehen kann. Und dies ist gelungen. Den Gedanken an eine Blockade Deutschlands kann man schon jetzt als eine gänzlich unwirksame Waffe begraben.“

G. A. F.

„Leistungssteigerung“ heranskommen könnte glaubt in der Tat nicht einmal ein deutscher Sekundaner. Man hat aber bisher noch nichts von der Abdankung eines deutschen Professors gehört, der es etwa mit seinem Gewissen nicht vereinbaren könnte, unfertige Aerzte, Juristen, Ingenieure auf das deutsche Volk loszulassen. So sehr haben sechs Jahre Hitlerdiktatur die Menschen verdorben.

#### Das Aufgebot der Krüppel

In der Essener „National-Zeitung“ vom 3. Februar 1939 liest man:

„Kronke, Genesende, ja sogar Körperbehinderte finden in der Industrie vor allem noch reichlich Möglichkeit, sich zu beschäftigen. Im Gegensatz zu diesen nur teilweise Arbeitsunfähigen ist der Prozentsatz jener, die tatsächlich absolut der Ruhe bedürfen, nur sehr gering.“

Es wird, da angeblich keine neueren Ziffern vorliegen, eine Statistik aus den Jahren 1925-26 herangezogen. Damals gab es rund 700 000 Gebrechliche, die fast völlig aus dem Arbeitsprozess ausgeschieden waren (im Dritten Reich dürfte die Zahl durch ein Uebermass von Unfällen sprunghaft gewachsen sein). Der Artikelschreiber bemerkt dazu:

„Nur rund 60 000 dieser Körperbehinderten waren irgendwie berufstätig. Würde man aber den Versuch machen, den grössten Teil der restlichen 640 000 Menschen wieder arbeitsmässig einzusetzen, würde man ihnen z. B. Arbeiten am laufenden Band geben, dann würden sie bis zu 80 und 90 v. H. ihre volle Arbeitskraft wiedererlangen.“

Wenn man natürlich auch bei der Heranziehung dieser Zahlen vorsichtig rechnen muss, so steht doch fest, dass hier noch eine beträchtliche Arbeitsreserve mobil gemacht werden kann, denn zu diesen Zahlen müssen ja noch die der Arbeits-, Verkehrs- und sonstigen Unfall-opfer hinzugezogen werden, von denen ohne Frage ein Teil auch in den Rahmen dieser Betrachtung gehört. Schliesslich dürfen auch die Alten, die üblicherweise mit 65 Jahren als Invalidenrentner freigestellt werden, nicht unberücksichtigt gelassen werden.“

Krüppel und Greise an der deutschen Arbeitsfront. „Macht fort, das Spiel kann beginnen.“ Das blutige Spiel, nach dessen Beendigung eine ungleich höhere Zahl von Krüppeln der Arbeit am laufenden Band zugeführt werden kann.



# Mitteleuropa nach Hitler

## Probleme künftiger Staatsgestaltung

Der Professor an der Sorbonne Henri Hauser hat in einem viel beachteten Artikel angekündigt, dass die Tschechoslovakische Republik eines Tages in ihrer alten Form wieder aufstehen werde. Das war, so viel zu sehen ist, die erste Äußerung zur tschechoslovakischen Krise, die über die Konstatierung des Geschehenen hinaus Linien in die Zukunft zu ziehen versuchte. Auch sie war mehr gefühlsmäßig bedingt als von politischer Ueberlegenheit eingegeben. Wer das seelisch erlebt hat, das am 30. April begangen worden ist, wird zunächst leidenschaftlich seine Wiedergutmachung gewünscht haben. Die Vorstellungen von dem Möglichen und Wahrscheinlichen stehen aber nicht auf demselben Blatt wie die guten Wünsche, sondern auf einem ganz anderen.

Die Wiederherstellung der Tschechoslovakie in ihrer alten Form setzt voraus, dass Frankreich noch einmal die Vormachtstellung in Osteuropa gewinnt, um sie dauernd zu behaupten. Nachdem Frankreich im vergangenen Jahr seine Vormachtstellung im Osten ohne Schwertstreich geräumt hat, ist eine solche Entwicklung der Dinge noch weniger wahrscheinlich geworden, als sie es ohnehin war. Man kann sich vorstellen, dass die Tschechoslovakie in ihren alten Grenzen wiederhergestellt würde durch den Willen ihrer gesamten früheren Bevölkerung und mit Zustimmung eines zur Demokratie zurückgekehrten Deutschen Reichs. Aber eine solche Tschechoslovakie wäre nicht mehr dieselbe wie die, die am 30. September 1938 untergegangen ist.

Sicher ist, dass der 30. September keinen Abschluss bedeutet, sondern einen Anfang. Um es gleich zu sagen, wahrscheinlich den Anfang vom Ende des Hitlerreichs. Künftige Historiker dürften finden, dass Hitler in demselben Jahr, in dem er sein Grossdeutschland aufbaute, auch schon wieder mit seiner Zerstörung begonnen hat. Ein Reich, das Oesterreich in sich aufgenommen hat — mochte auch diese Aufnahme in der Form eines brutalen Gewaltakts geschehen sein — liess sich konsolidieren. Ein Reich, das sich Sprengstücke der Tschechoslovakie einverleibt hat, trägt den Keim des Zerfalls in sich.

Die Tschechoslovakie, so wie sie vor zwanzig Jahren geschaffen wurde, bestand aus drei völlig voneinander verschiedenen Teilen: erstens aus den „historischen Ländern“ Böhmen, Mähren und Schlesien, zweitens der Slowakei, drittens Karpathorussland.

Die „historischen Länder“ bilden seit neun Jahrhunderten eine Einheit, die zumeist in der einen oder der anderen Form mit Deutschland verbunden war. Was heute im Gebiet zwischen dem Fichtelgebirge und den Beskiden besteht, ist nur eine Variante eines alten Zustandes.

Die Zerreißung der historischen Länder ist missglückt. Nur mit einem ganz geringen Abstand folgt der slavische Teil dem deutschen auf dem Wege in die Knechtschaft. Was von diesen Ländern geblieben ist, ist — auch in Verbindung mit der Slowakei

— als selbständiger Staat unmöglich. Es kann kaum noch als ein Vasallenstaat bezeichnet werden, es ist einfach unterworfenen Gebiet. Gewisse staatsrechtliche Formalitäten, die aus opportunistischen Gründen aufrechterhalten werden, können über die Tatsache nicht täuschen: Die „historischen Länder“ sind zu Deutschland zurückgekehrt. Von der anderen Seite her gesehen, heisst das: Das alte böhmische Rebellentum steht nicht mehr vor den Toren des Dritten Reichs, es steht schon mit beiden Füßen in ihm.

Die imperialistische Note der nazistischen Politik verschärft sich nach Osten hin. Die Slowakei und Karpathorussland gehören noch immer zur staatsrechtlichen Konstruktion der Tschechoslovakie, obwohl sie niemals zum Deutschen Reich gehört haben. Infolgedessen erstreckt sich jetzt die Macht des Reiches über die Beskiden und die Waag hinaus in sein slovakisches Gebiet. Sie schiebt sich zwischen Ungarn und Polen, berührt Rumänien und nähert sich auf die Entfernung eines Kanonenschusses der sowjetrussischen Grenze.

Dieser mit seiner Spitze ostwärts gerichtete Keil, ist aber wiederum nicht nur mit dem „Altreich“, sondern auch mit „Alt-Oesterreich“ verbunden, die ober- und niederösterreichischen Grenzen sind nordwärts nach Böhmen und Mähren hinein verschoben. Ungarn schliesst sich dem Antikominternbund an. Zieht man auf der Landkarte um die neue reichsdeutsche Einflusssphäre einen Strich, so merkt man mit Ueberraschung, wie sich das alte Oesterreich-Ungarn Stück für Stück wieder zusammenfügt. Tschechen, Slowaken, Ruthenen, Ungarn stehen unter deutscher Oberhoheit. Wie lange wird es dauern, bis Rumänen und Südslaven ihnen folgen!

Soweit sich diese Zusammenschlüsse

in der Richtung auf das „Altreich“ vollziehen, geschieht das alles im Zeichen der Gewalt und der Angst vor der Gewalt. Aber die Zusammenschlüsse vollziehen sich nicht nur in der Richtung auf das „Altreich“. Als Diener ein und desselben Herrn rücken auch die Völkerschaften des alten Oesterreich-Ungarn, die durch die Pariser Vorortverträge voneinander getrennt wurden, wieder einander näher. Man könnte sich vorstellen, dass sie sich eines Tages freiwillig noch enger zusammenfinden würden, um sich von einer Fremdherrschaft, die ihnen durch ihre Anmassung unerträglich geworden ist, zu befreien.

Aber diese Befreiung kann nicht dauernd sein, wenn sie noch einmal vom Westen erzwungen wird. Bestand kann sie nur haben, wenn sie aus dem Willen aller Beteiligten hervorgeht, dem des deutschen Volkes miteingeschlossen. Sie kann, um die Sache auf eine klare Formel zu bringen, hervorgehen nicht aus einem europäischen Krieg, sondern nur aus einer *mitteleuropäischen Revolution*, die das Selbstbestimmungsrecht aller beteiligten Völker, besonders auch der deutschen, wiederherstellt und den Weg zu einer freien Vereinbarung zwischen ihnen öffnet.

Nicht nur den Deutschen, auch den Tschechen, Slowaken, Ungarn usw. kann die Freiheit nicht auf den Spitzen französischer Bajonette gebracht werden. Sie können sie auch nicht erringen im Kampf gegen das deutsche Volk, sondern nur im Kampf gegen jene Gewaltherrschaft, die das deutsche Volk noch ärger knechtet als sie. Die Unterdrückten Deutschlands und ganz Mitteleuropas gehören, ohne Unterschied der Nation, in eine gemeinsame Front zur Bekämpfung des gemeinsamen Feindes. Der neue Frieden Mitteleuropas soll von Siegern ge-

schlossen werden, nicht zwischen Siegern und Besiegten.

Es gibt Tatsachen, mit denen sich die nichtdeutschen Völker Mitteleuropas abfinden müssen: die Unentbehrlichkeit der Deutschen als Verständigungsmittel zwischen ihnen selbst, die Zahl, Wirtschaftskraft und geographische Nähe des deutschen Volkes. Das sind Dinge, die einen lieb oder leid sein können, aber sie sind einmal da und sie lassen sich nicht ändern, nicht durch einen neuen Weltkrieg, nicht durch irgend ein Ueber-Versailles.

Das deutsche Volk aber muss begreifen, dass seine Aufgabe ist, nicht andere, sondern sich selbst zu regieren. Es muss lernen, die natürliche Vorzugsstellung, die es in Mitteleuropa besitzt, mit Takt und Mässigkeit zu nützen. Es muss aufhören, die Rolle einer Barbarenhorde zu spielen, vor der die ganze Welt zittert, und den Rang zurückgewinnen, den es als Kulturvolk unter den Kulturvölkern besass. Die Siege der Gewalt sind alle vergänglich, und nur die Werke des Geistes sind unvergänglich. Ueber alle geschichtlichen Zwischenfälle hinweg bleibt das Reich deutscher Kultur mit seinen Ausstrahlungen in alle Teile der Welt. Heute ist es in Keim und Wurzel bedroht nicht durch fremde Eroberer, sondern durch den Feind im eigenen Land.

Nur ein freies, politisch erzogenes und kulturell hochstehendes deutsches Volk kann in Mitteleuropa die Rolle spielen, die ihm von der Natur zugewiesen ist. Ein solches Volk, glücklich, wird auch kein Verlangen danach tragen, andere Völker zu unterjochen. Erst die Befreiung des deutschen Volkes schafft Platz für ein neues Mitteleuropa ohne unerlöste Minderheiten und ohne blutende Grenzen.

F. St.

# Die spanische Rippe

In einem Krankenhaus Südfrankreichs, hundertfünfzig Kilometer von der spanischen Grenze, kam Friedrich Endroleit eines Morgens an mein Bett. „Guten Tag, Kamerad!“ — Ich erschrak fast vor den ersten deutschen Lauten im Hospital, so derb und so herausfordernd gesprochen, dass die ganze Belegschaft meiner Stube, überwiegend wortkarge Bauern, den Fremden beinahe feindselig betrachtete.

Ich wusste, wer der Besucher war. Man hatte mir berichtet, in einem andern Flügel des Gebäudes befände sich seit langen Monaten ein spanischer Freiwilliger deutscher Abkunft. Bei einer Studienreise nach Barcelona im Sommer des vergangenen Jahres habe der leitende Arzt des Krankenhauses in einem Lazarett einen deutschen Legionär in halb sterbendem Zustande entdeckt. Nach einer Verwundung sei ihm dort schnell und unzulänglich eine Rippe entfernt worden, und nun habe man ihm, um sein Leben zu retten, im französischen Hospital weitere sieben Rippen wegnehmen müssen. Noch sei er nicht „durch“ erzählt man mir. Aber vieles spräche für eine langsame Genesung, wenn seinen Wunden auch noch viel Eiter entströmte.

Man nannte ihn im Krankenhaus mit Bezug auf seine erste Verwundung und Operation merkwürdigerweise „die spanische Rippe“. Viel seltsamer aber berührte mich, dass dieser Mann, der sein Leben für eine Idee eingesetzt hatte, ausserhalb der natürlichen Rangordnungen des Krankenhauses zu stehen schien. Obwohl ihm sein Schicksal Sympathien hätte einbringen müssen, war Friedrich Endroleit unbeliebt. Die Pfleger sprachen von ihm mit einem leicht spöttischen Unterton, ohne die gewohnte Bonhommie. Aber gerade das machte mich neugierig. Eines Morgens sagte man mir

endlich, er würde gleich zu mir kommen, „mais la côte espagnole, vous verrez, trop politicien!“

Nun stand Friedrich Endroleit am Fussende meines Bettes. Er war ungefähr fünfzig Jahre alt und hatte den schweren, durch die dicken Verbände aufgequollenen Körper in eine Lederjacke eingezwängt, die noch die Spuren spanischer Strapazen zeigte. Auf dem Kopf eine verwiterte Mütze, ein schmales, faltiges Gesicht mit funkelnd herausfordernden Augen, die mich überaus misstrauisch examinierten. Hinter dieser Fassade schien mir ein sprunghafter Gegner zu lauern. Schon die Anrede „Kamerad“ klang mehr wie eine Polemik, als wie ein freundliches Bekenntnis der Gesinnungsgemeinschaft.

„Sozialdemokrat?“, fragte er inquisitorisch. Ich bejahte. Daraufhin öffnete sich in ihm ein seelischer Staudamm lange aufgespart und erbitterter Debatteverlust in der Muttersprache. „Sozialdemokrat!“, sagte er. „Ich hab' mir's schon gedacht! So ein sanfter Weltverbesserer und Humanitätsapostel, der vom Faschismus nichts gelernt hat. Durch Eure Schuld...“

Es ist überflüssig, den weiteren Inhalt dieser weit anholenden Anklage wiederzugeben. Die Bauern ringsher hörten mit ungeduldigem Staunen diese ihnen unverständliche rhetorische Kaskade, rigoros und zornig gegen mich gerichtet. Ich fing an zu ermüden, schon brachten die Pfleger die klappernden Schüsseln für die Abend-suppe, aber noch immer zitierte Friedrich Endroleit Marx, Lenin und Stalin, deren Kernsätze er mit Sorgfalt auswendig gelernt hatte. „Freiheit und Gerechtigkeit in dieser Zeit?“, sagte er höhnisch. „Geh' mir doch mit solchen ideologischen Flausen, Kamerad. Du bist ja noch vom vorigen Jahr-

hundert, ein Achtundvierziger. Siehst du denn nicht, noch immer nicht, dass man Sozialismus nur mit Gewalt und Diktatur durchsetzen kann? Stalin sagt...“

Er hatte sich eine kleine kommunistische Bibliothek verschafft. In ihr lebte er, mitten im Gelärm des Krankensaals, zwischen Wundschmerzen und neuen Verbänden. Russland war für ihn das Land Orplid, das ferne leuchtet, die erste heilige Verwirklichung des Sozialismus. Meine Einwände — er konnte sie nicht ruhig anhören. Wenn das richtig sei, was ich sage, dann herrsche ja in Russland der Faschismus, nur von der andern Seite. Aber es sei ja ganz anders, er wisse es. Als er mir dann erzählte, er sei in Mitteldeutschland kommunistischer Kreistagsabgeordneter gewesen und erst nach Holland und dann nach Frankreich in die Emigration gegangen, bis er in Spanien endlich für die Sache des internationalen Proletariats kämpfen konnte, fühlte ich, wie bitter ernst es ihm um seine Weltbetrachtung war.

Fast hätte unsere erste Unterhaltung ein jähes Ende genommen, als ich einwandte, dass zu den Pflichten eines wahren Sozialisten die geistige und seelische Toleranz, das Anhörerkönnen der Meinung anderer gehöre. Eine solche Duldsamkeit bedeute keineswegs die Abschwächung und die Erniedrigung der eigenen Gesinnungskraft und ihrer Willensentfaltung. Er knurrte: „Ueberholte Ideologie!“ Welch eine Schranke zwischen uns! Seine verbissene Enge hatte keine Empfindung für die Zwischentöne. Für ihn gab es nur seine einzige und ewige politische Wahrheit. Sie erleuchtete ihm die Schmerzen und die Sorgen und mit ihr war er ganz allein auf der Welt. Er gestand mir, dass er mit seiner Partei zerfallen sei. Sie habe das kommunist-

# Der verbotene Blockwart

## Das braune Ersatzdrama im sechsten Jahr

stische Bekenntnis durch „taktische Mätzchen“ geschändet. Er erlebe die Gesinnung um so stärker „in sich“.

Diese mürrische und abseitige Unbedingtheit seines Wesens war auch der Grund seiner Unbeliebtheit unter den Kranken und unter den Pflegern. Ringsher witterte er Feinde. Er kam schliesslich nur noch zu mir — vielleicht aus keinem andern Grunde, um sich vom Druck der täglichen Widerwärtigkeiten zu erleichtern.

Ohne zu ahnen, dass ich damit einen sehr wunden Punkt berührte, fragte ich ihn einmal nach seiner Familie. Er wisse nichts von seiner Frau, nichts von seinen bereits erwachsenen Töchtern. Alle Versuche, eine Verbindung zu ihnen zu finden, seien fehlgeschlagen. „Vielleicht wollen sie nichts mehr von mir wissen, oder sie halten mich längst für tot“. Er senkte tief den Kopf und wir schwiegen beide.

Am Sonntag darauf, in der grossen Besuchsstunde, die alle Krankenbetten überglänzt, erschien er wieder bei mir. Aber diesmal nicht allein. Er brachte einen schmalgesichtigen Jungen von etwa zehn Jahren mit. „Das ist mein kleiner Spanier, den der Professor damals mit mir hierhergeschafft hat“, erklärte er mir. „Er nahm dem Knaben den Umgang ab, und ich sah, wie es alle mit mir in der Krankenstube sahen, dass er keine Hände mehr hatte, sondern zwei weissverbundene Stümpfe. „Die Mutter ist nach den Verwundungen durch eine Fliegerbombe gestorben, der Vater irgendwo in der republikanischen Armee“. In der Stube wurde es für eine Minute ganz still. Der Krebskranke neben mir, der immer nur hustete und nie ein Wort sprach, legte sich ganz auf die Seite. Am Zucken seines Körpers sah man, dass er weinte.

Friedrich Endroleit? Ich erinnere mich nicht, jemals eine solche Menschenverwandlung erlebt zu haben. Wie er dem Jungen den Mantel ablegte und wieder anlegte, wie er ihn ansah mit fast bettelnd zärtlichen Blicken, ihn mit gewölbten Lippen belanglose spanische Sätze zu sagen versuchte und ihm eine Apfelsine Stück um Stück in den Mund steckte; es ist schwer zu beschreiben. Das war keine Mutter, sondern eine ganze Familie, die ihr unglücklichstes und liebstes Kind demütig betreut.

Ob er gefühlt hat, dass ich in diesem Augenblick sein Geheimnis kannte? Der grosse Hassler war untergegangen. An seiner Stelle stand ein Mensch, der in Verzweiflung durch Leiden und Dornen wandelt und auf dem Fluchtwege eine gläubige Erlösung von kalten Thesen und harten Zitate erhofft — einer von denen, die man nur aus den Wirrnissen enttäuschter Liebe zu den Menschen begreift. Was ihm die Wirklichkeit versagte, das forderte er vom Buch und von der Lehre, ohne dagegen geübt zu sein, dass ein klopfendes Herz alles Papierene durchbricht.

Zwei Tage später wurde ich aus dem Hospital fortgeholt. Friedrich Endroleit half mir, als man mich mit dem Mantel zu deckte. Er winkte mir aus dem Fenster zu, und bei dieser Niederschrift bereue ich, ihm bisher nur Zeitungen und sonst kein Wort geschickt zu haben. Harald

Im „Völkischen Beobachter“ forderte kürzlich der Reichsfilmdramaturg Demandowsky von den Autoren, es müsse einmal die Angst vor den Worten „zeitnahe“, „aktuell“ und „Weltanschauung“ aufhören. Er hat damit nicht nur die neudeutsche Filmproduktion von 1938, sondern auch die dramatische Schreiberei charakterisiert. Hitlers 6. Regierungsjahr sah das deutsche Drama in denselben Niederungen, in denen es seit 1933 vegetiert. Im 6. Jahr der Erneuerung, nach all den phrasenreichen Vorreden vom kommenden neuen deutschen Drama, feierten verstaubte Theatraliker wie Sudermann und Wildenbruch eine Auferstehung, die sie sich nie hätten träumen lassen.

Wie bescheiden ist man in Goebbels Bereich geworden! Es lohnt nicht, sich bei der Unzahl historischer Stücke aufzuhalten, die zum soundsovielmale Male die Themen Liebe contra Patriotismus, Mannesehre und Eros, Mannentreue und Führertum abhaspelt. Von fast allen gilt, was die „Frankfurter Zeitung“ (4. Februar 1939) von dem neuen historischen Schauspiel des Renonfierauteurs E. W. Möller „Der Untergang Karthagos“ schrieb: „Ausgesprochene Schwarzweiss-Zeichnung“. Das alternde, sich in Krämpfen windende Römerreich ist für Möller ein frischer, gesunder Bauernstaat — im 3. Jahrhundert n. Chr. — Karthago dagegen das Symbol eines verkommenen, nur auf Handel bedachten Semitenstaates. Auf dramatische Entwicklung wird verzichtet, dafür wurden in einigen Aufzügen „die karthagischen Regierungsmänner in Masken von Politikern des Staates von Weimar gezeigt“. („Frankfurter Zeitung“). Wenn das kein Zeittheater ist: Karthago mit „jüdischer Hetzpresse“, mit Jazztanz, mit einem smarten Gentleman Scipio, der „zur Zigaretten tasche greift“ („Frankfurter Zeitung“), mit Fritz Ebert oder Stresemann als karthagische Erfüllungspolitik. Shaws Cäsar in witzloser, „westlicherer Kopie, Ersatz für das Gegenwartsspiel.

Oder, als Beispiel für viele: „Alja und der Deutsche“ von G. Klucke. Spielt in der Zeit der Tatarenstürme. Heinrichs I. Sohn „lebt eine Fremdstämmige, Mannesehre und Sippenstolz contra Herzschmerzen. Trauernd verhüllt selbst die provinzielle „National-Zeitung“ (3. Februar 1939) ihr Haupt. „Rassebewusst ist das Stück, national bis in die Knochen, dazu bodenverwurzelt, antipäplich und grossdeutsch“. „Aber ohne richtige Menschen, und der Autor sollte gefälligst historische Gestalten nicht derart „in einer Begriffswelt operieren lassen, die politisch und weltanschaulich ganz die unsere ist.“ Das verfällt leider sehr oft mit Schlagworten unserer Tage ins Phrasenhafte „und wenn Heinrich vom Bauernum spricht, dann fehlt nur noch der Begriff Reichsnährstand, um die Situation recht zu kennzeichnen.“ So ist schliesslich kein Wunder, „dass man sich in tragischen Szenen einer kleinen Heiterkeit nicht erwehren kann.“ Die Nazipresse hat gefordert, die Flucht ins Historische dürfe nicht zur Flucht vor den Gegenwartsproblemen

ausarten — braune Schmiere wie Möllers ganz modernes jüdisches Jazz-Karthago und Heinrichs I. neuestes Blutdeutsch sind die Folgen. Sodass auch wir uns „einer kleinen Heiterkeit nicht erwehren können“.

Man versteht darum die Dankbarkeit der Offiziösen, wenn ein ernstgemeintes Stück auch nur in der jüngsten demokratischen Vergangenheit spielt. Endlich Gegenwart, schreit die Presse erlöst. So bei dem Drama „Beton“ von W. Hymen, das 1928 rund um einen Brückenbau spielt. Welch ein Aufatmen der Nazipresse! Trotzdem konnte es nur als ein gutgemeinter „Vorstoss in Neuland“ gelten. Man ist selbst für eine Niete dankbar — wenn sie wenigstens kurz vor dem Reichstagsbrand spielt. Ähnliche Freude herrschte darum über ein Stück des Standartenführers G. Schumann, der immerhin bis 1926 vor- resp. zurückdrang. Zwei Kriegskameraden stehen einander in der Kappzeit gegenüber, der eine bei Rotfront, der andere ein völkischer Freikorpsführer, „der die Verteidigung der Stadt gegen die Roten übernommen hat.“ Der Rote soll den Völkischen auftragsgemäss „aus dem Hinterhalt erledigen. Doch, oh Frontgeist, die alte Kriegskameradschaft siegt, sie kann es jedoch nicht hindern, dass der Völkische tödlich verwundet wird. An seinem Sterbebett ringt sich der Bolschewik endgültig zur völkischen Gesinnung des Sterbenden durch, nicht ohne die Schwester des Sterbenden als liebe Braut vermacht zu erhalten. An dieser trivialen Handlung ersieht man den Kitsch des Ganzen. Hitlerjugend mag mit feuchten Augen vor solch primitiver Gesinnungstheatralik sitzen und die Nazipresse mag die Romanze als „erste überzeugende Auseinandersetzung mit dem Kommunismus auf der Bühne“ („N. Z.“ 18. Januar 1939) besingen. So bescheiden sind sie geworden. Ernsthafteres Publikum aber flüchtet dann lieber gleich zu Sudermann, der wenigstens etwas von der Problematik der deutschen Gesellschaft sehen lässt. Oder man enteilt in die Stücke ausländischer Autoren, die im 6. Jahr der Erneuerung sämtliche Spielpläne der grossen Bühnen derart überfremdeten, dass einige Naziblätter verärgert aufmuckten. Zumal diese Ausländerei „meist Serienerfolge zu verzeichnen habe“, wie die „National-Zeitung“ konstatierte. KdF bot seinen Mitgliedern darum möglichst Operetten, harmlose Volksstücke, Revuen. Goebbels verteilte das mindere Niveau solcher Massenabfütterung auf der „5. Deutschen Reichstheaterwoche“ in Wien:

„Gerade das arme Volk will im Theater sehen, was es zu Hause nicht zu sehen bekommt: Pracht und Glanz der Ausstattung. Grosszügigkeit und Monumentalität der technischen und dekorativen Mittel, eine Leben in königlichen Ausmassen.“

Also wie im Film: Wie es euch gefällt. Dem Publikum nämlich. Eine Kapitulation der braunen Propaganda und Grossmäuligkeit vor der Masse Mensch. Und nirgends mehr eine Organisation, die, wie die Volksbühnen der Demokratie, Massen vom Ausstattungstheater löseist. In der gleichen

Rede klagte der Propagandi wieder einmal sowohl über Mangel an jungen Talenten als über Mangel an Wagemut der Bühnenleiter. Und um wenigstens dem Mangel an demokratischen Instanzen abzuwehren, wurde noch eine gegründet: die „Grosse deutsche Reichstheaterakademie“. Wien aber hat sich bis heute noch nicht an das neupressische Theater gewöhnen können. Seine Bühnen halten fest an altem Theatergenuss, Klassikern oder Ausländern. Man spielte in grossen ganzen altes Theater zu neuen Beden und beschränkte sich auf ein Minimum von Pflichtaufführungen neudeutscher Produktion. Das Absterben des Wiener Theaters aber ist auch mit solcher Zurückhaltung nicht mehr abzuwenden. Die Kulturwelt der Schnitzler und Bahr ist verblüht und was davon noch lebte, zertritt der braune Kunstfeldwebel.

Das einzige Theaterereignis der „Demark“ war Karl Schönherr, der nach der Besetzung Oesterreichs mit wehender Fühne zum Hitlerismus überlief und das Reichsdeutsche „Autor“ verkündete. Der Klassiker bibelgläubigen Bauernhumors gleichzeitig liess er sich, mit 72 Jahren von seiner nichtarischen Gattin scheiden. Das Eheband hielt genau bis zur Gleichschaltung seiner Heimat. Der braune Olymper aber hat einen mutigen Bekenner und Charakterkopf mehr.

Die völkische Woge hat nicht einmal ein annehmbares Drama der Grenze hervorgebracht, obwohl die grossdeutschen Patrioten des früheren Oesterreich wie die der Tschechoslovakei in Freiheit dichten dachten. Das Urteil darüber haben bereits die deutschvölkischen Monatsblätter „Volk und Arbeit“ (Aprilheft 1938) gefällt; sie forderten mehr Objektivität bei der Zeichnung des Gegners wie des Freundes und schlossen:

„Ohne Gerechtigkeit und ohne Liebe kann es kein wahrhaftes Drama, ja kaum ein Lustspiel geben. Nicht einmal die Anprangrung eines betrügerischen Beamten wie im „Zerbrochenen Krug“ oder im „Revisor!“

Die „DAZ“ druckte den Aufsatz bereit nach, denn hier wurde wieder einmal der Jammer brauner Literatur bis auf den Kern entblösst. Sie schreien nach einem Kleist, aber wäre er da — er müsste den „Zerbrochenen Krug“ wiederum nach Holland verlegen. Denn wer dürfte einen neudeutschen Dorfrichter Adam auf die Bühne bringen? Da kann es nicht einmal so nebenbei, als Episodenfigur, einen unerfreulichen Blockwart geben. Das Publikum würde die Szene zum Tribunal machen, weshalb Goebbels neuerdings sogar dem Kabarett die Thema Blockwart verboten hat. Sie verlangen keinen Humor, aber sie fordern ein neudeutsches Lustspiel. Ein so kaffriger Zensor war nicht einmal Metternich.

Im 6. Jahr der Erneuerung musste die Figur selbst des kleinsten braunen Amtswalters für die Bühne als tabu erklärt werden — so stark ist das tausendjährige Reich.

Br. Brandy

## Folkloristik

Bayern jodeln, raufen, lärmen,  
doch die Pommern ziert das Schweigen.  
Die vom Rhein sind, müssen schwärmen,  
die aus Wien sind, müssen geigen.  
Also will's der Väter Brauch,  
also will es Goebbels auch.

Rundfunk, K. d. F., Theater  
sind geschwollen von Ahnenmystik,  
von Neustrelitz bis zum Prater:  
Folkloristik, Folkloristik.  
Sellen ward um Lied und Tracht  
derart viel Krakeel gemacht.

An der Siegfriedlinie schwitzen  
Bayern, Sachsen und Kaschuben,  
und die heut im Westen sitzen,  
schafft man morgen schon nach Gaben,  
bläst sie hin und her wie Spreu,  
fragt nicht: „Seid ihr heimattreu?“

Und sie finden allerorten  
gleichen Drill und gleiches Futter,  
gleiche Unterhaltungsarten  
und Kanonen statt der Butter,  
denn das Brauchtum, das man pflegt,  
wurde längst hinweggefegt.

Gleiche Mützen, gleiche Lügen,  
gleicheschaltet selbst die Puppen,  
von den Alpen bis nach Rügen:  
Eintopfsuppen, Eintopfsuppen.  
Auf die Folkloristik schwört  
nur ein Kind, das Rundfunk hört.

Doch die Zukunft wird entschleiern,  
dass das Brauchtum reich an Segen.  
Man wird Preussen, Schwaben, Bayern  
in getrennte Gräber legen,  
wenn der Heldenode packt.  
Deutsches Volksstück — letzter Akt.

## Rund um Doorn

Der alte Seebär sass mir gegenüber und trank Whisky. Er sah aus wie alle alten Seebären in den Geschichten für die reifere Jugend, sodass ich ihn nicht zu beschreiben brauche. Jahrelang war er zwischen Emden und Vlissingen gefahren. Manchmal hatte er Stahlhelmer an Bord, die gen Doorn wallfahrten. Und so kamen wir auf Wilhelm samt seinem Leibbarbier, der bei Wilhelms Achtzigstem völlig vergessen wurde, obwohl er aus Doorns politischem Leben kaum weg zu denken ist.

Im Februar 1933 sprach dieser Barbier ein Dankgebet, denn er hatte seit langem auf die Monarchie gesetzt. Im Januar 1934 berichtete ein französisches Blatt auch über ihn und seine Begeisterung nach dem 5. März, wie er einige ausländische Besucher jubelte: „Meine Herren, darauf warte ich seit 15 Jahren. Ich habe eine Abmachung mit einer amerikanischen Nachrichtenagentur. Sobald ich höre, dass das Auto Wilhelms in Richtung nach Deutschland abfährt, so schicke ich ein kleines Kabel nach Paris und bekomme dafür 1000 Dollar. Jetzt dauert es nicht mehr lange, höchstens noch einige Tage.“

Drei Monate später schon brach er mit den Nazis. Sie hatten Seine Majestät nicht heimgeholt und auf den Thron gesetzt. Mit Millionen mochte der Barbier das andere geträumt haben, phantastisch und voll „trauen Spuks. Aus diesen Träumen war Hitler entstanden. Nun setzte er sich selber auf den Thron, die Monarchisten warfen ihn nicht herunter und Prinzen putzten ihm die Stiefel.

Der Leibbarbier Seiner Majestät brach mit den Monarchisten, er setzte nur noch

aufs Volk, das eines Tages der braunen Zwangsjacke müde werden und den angestammten Herrscher wieder heimholen würde. Er träumte vom Einzug durchs Brandenburger Tor, Herolde voran, dann die Hofkutschen, in einer davon der Leibbarbier, der dem Kaiser selbst dann noch treu blieb, als nach 1934 alles wankte und der ihn mit derselben Ehrfurcht weiter rasierte wie vor Hitler. „Sie werden noch einmal Karriere machen“, versicherte ihm die Hofdame.

Ringsum in Doorn wurde es tot, die Hofdame leert sich, das Personal wurde beurlaubt. Nur die königlichen Polizisten strichen um das schmiedeeiserne Gitter, das die exkaiserlichen Gemächer von dem Orte trennt. Auf der Vilbertstraat links der Kurzwarenhändler, der zwischen Arbeiterblusen und Pantoffeln einige gewichste Zylinder ausgestellt hatte, der fluchte den missenen Zeiten. Früher kamen die Abgesandten des Stahlhelms, um ihrem Monarchen eine Visite zu machen; den vorschrittmässigen Zylinder liehen sie sich aus dem Schaufenster. Vorbei. Seldte und Mackensen hatten sich gleichgeschaltet, der eine nahm einen Posten, der andere gleich ein Rittergut an. Nur selten noch verirrt sich ein Stahlhelmer nach Doorn. Mancher wurde vor der Audienz von Wilhelms Leibbarbier rasiert, und wie sich dessen Tage weiterhin abspulden, davon erzählte mir der obenerwähnte alte Seebär, für dessen Angaben ich durchaus nicht jede gewünschte Garantie übernehmen kann und der mir lediglich wichtig erschien, weil er ein Bekannter jenes Zylindervermieters zu sein vorgab, der zum Unterschied vom Barbier zu den weisen Skeptikern gehörte. Mindestens rechnete er mit längeren Fristen, denn er offerierte die Zylinder mit Erfolge einem Männergesang-

verein, der oft bei Begräbnissen antreten musste.

Der Leibbarbier aber konnte ohne historische Vorstellungen nicht leben. Fünfzehn Jahre lang hatte er auf Wilhelm gesetzt und hatte ihn in dieser Gesinnung tadellos rasiert, nun würde er eben wackeln. Es ging nicht ohne Streit mit der Verwandtschaft, die in ihn drang, ein derartiges Angebot anzunehmen, so ihm als und zu gemacht wurden. Ein amerikanischer Milliardär bot ihm in seinem Palast eine Stellung mit Leibrente an. Man habe eine ehemalige russische Grossfürstin als Kammerdienerin, aber wer konnte Wilhelm's Leibbarbier als Hausfriseur vorweisen? Ein grosses internationales Hotel machte ein Angebot, denn welche eine Gaudi, wenn die Hotelgäste daheim sagen konnten: „Hotel Continental rasierte und frisurierte mich.“ Der Barbier lehnte ab. Er schickte aufs Kaiserreich. Stetigkeit führt zum Zylinder. An den Offerten ersah er nur, wie seine Angehörigen stiegen. Seine Frau unterlag nach der Diskussion, zumal sie mit den Zylinder ganz neue Zeichen einer grossen Zukunft einstellten. Wieder nahen sich zahlreich Boten aus Deutschland, heimlich und offensichtlich, aus der Dämmerung kommend, von der Audienz wieder auf schnellmarchierenden Dunkel gleitend. Der Barbier soztete die Ohren. „Das Volk wartet auf Malheur“, sagte ihm die Zofe der Hofdame. „das Volk seufzt, selbst hohe Nazifunktionäre sehnen sich heimlich Botschaften.“ Namentlich an Festtagen mehrten sich die Stahlhelmsucher. Dem Kurzwarenhändler gelang es glücklichlicherweise, seinem Männergesangverein zwei noch nicht bezahlte Zylinder abzugeben.

„Soweit wäre alles in Ordnung“, räumte der alte Seebär und spie langhin.

# Explosives Lachen

## Verbotene Witze

Machthaber, die keine Kritik vertragen, müssen verdümmen, gleichgültig, ob es sich dabei um einen Reklamechef oder einen Propagandaminister handelt. Die Konfrontation mit der Wahrheit fehlt. Goebbels ist zweifellos dümmer geworden als voraussehen war. Zu den dümmsten Streichen seiner Aera gehört nicht nur der Ausschluss aus der Reichskulturkammer, sondern noch zurückgebliebener Mutet der Artikel an, den er dazu im „Völkischen Beobachter“ losliess. Dort steht nackt und dürftig, dass er künftig überhaupt keinen politischen Witz mehr dulden will — sofern er nicht gegen die Gegner gerichtet ist:

„Es verfährt auch bei uns nicht mehr, wenn man etwa erklärt, man wolle doch nur positive Witze machen, beispielsweise über das Kolonialproblem oder über den Vierjahresplan. Wir sind auf solche positiven Witze nicht angewiesen. Wir haben sie nicht nötig, wir mögen sie nicht, und wir wollen sie nicht. Sie verursachen uns Brechreize.“

Uns? Jawohl, der Nazibonzerie. Immerhin hat er von der Demagogenzeit her noch viel Übung, sich als Beschützer der kleinen „rauen Kämpfer“ aufzuspielen:

„Niemals waren diese Witzmacher in der Partei, Pfui, wie unfain! Sie wären nicht fähig, das Amt eines Blockwalters zu versehen... Aber die Amtswalter der Partei sind für sie ein Gegenstand billigen Spottes und frechster Verhöhnung. Dem werden wir nun ein Ende machen.“

Was wären heute die Schiller und Goethe? Sie können ja nicht einmal Hauswart sein. Dazu fehlt ihnen der Sinn für den Alltagsquark und fürs Marschieren. Triviale, geistlose hat sich wohl selten das schlechte Gewissen eines Bonzen verteidigt. Der bei KdF jene staatlich geschmierten „Kaharette“ laufen lässt, deren billiger Ulk sich gegen die Masse der kleinen, armen Meckerer zu richten hat. Ach, er könnte ja auch mit Witzen töten — „wenn wir wollen: aber wir wollen nicht. Wir haben keine Lust und vor allem auch keine Zeit, uns mit armseligen Literaten polemisch auseinanderzusetzen...“ Die tötet man billiger durch Gestapo, Magenschläge oder im KZ. Goebbels weiss einen Witz auf wen und mit ihm nicht. Schade, man hätte endlich mal erfahren, was so einer nach sechs Jahren Henkerlei unter Witz versteht.

Aber es geht in der nicht um den Blockwart. Aus der Nazibonzerie erfährt man es jetzt genauer, zum Beispiel aus der „National-Zeitung“ vom 5. Februar:

„Es geht nun einmal nicht an, den einen Staat und seine Einrichtungen zu vereinnahmen und Dinge, die einen natürlichen sittlichen Ernst voraussetzen in einer Atmosphäre ungeschuldener Verantwortunglosigkeit zu behandeln... Warum sollten ausgerechnet Politische Leiter, die Wirtschaftspolitik von Leuten, die vorwiegend noch unsere innernationalen Feinde waren, durch den Schmutz gezogen werden?“

Die Staatseinrichtungen, politische Leiter oder „gar unsere Wirtschaftspolitik“ — das ist es. Die Not des Blockwarts, die Hausabfälle immer richtig abzufangen, wird veraltet und die Rohstoffverschwendung, zärsarischer Grossbautenwahnsinn usw. fühlen sich getroffen:

„Soweit wäre alles richtig, aber da sass ein deutscher Spitzel in Doorn herum, die sagten dem Barbier: weder Wilhelm noch Hababerg, sondern die Republik kommt wieder...“

„Wilhelms Leibbarbier unterhielt sich mit Hitlers Spitzeln?“ — fragte ich verblüfft.

„Weiss einer heutzutage immer, wenn er es mit Spitzeln zu tun hat?“ — klopfte der alte Seebär seine Pfeife aus. „Die Spitzel erzählen uns manches und wir den Spitzeln. Eine Hand wäscht die andere. Manchmal werden sie abgelöst oder geschasst und müssen nachhause, dann kamen andere, immer zu zweit, weil sie sich doch ablösen oder so. Nach dem Achtzigsten sollten wieder mal zwei nachhause. Nee, sagten sie, aus mit der Margarine, holländische Butter ist wichtiger als Kanonen. Es war wie mit den deutschen Dienstmädchen. Ende Januar wurden sie in die Heimat zurück, in die Landwirtschaft und in Rüstungsbetriebe. Eine Serie Extrazüge standen bereit. Tja, von 15 000 deutschen Mädchen in Holland sind der Fanfare so viele gefolgt, dass zwei Waggons genügt. Seitdem hat der Barbier in seiner Verwandtschaft wieder die Mehrheit hinter sich.“

„Wieso muss Wilhelm kommen, wenn die deutschen Dienstmädchen nicht zurück wollen?“ — fragte ich und lächelte.

Er sah mich an mit demselben stumpfen wasserblauen Blick, den in richtigen Büchern alle alten Seebären aufweisen. „Habe Barbier denkt politisch immer, was die Kundschaft denkt. Der Leibbarbier setzt

„Politische Witze? Auf jeden Fall! Aber solche mit geradem Charakter, mit Stil, Feinheit und positiver Tendenz, Witze, über die das Volk wirklich lacht und sich freut, und die nicht nur ein snobistisches und innerlich leeres Premierienpublikum zum Entzücken bringen.“

So die „Essener Zeitung“, Goebbels aber brüllt, siehe oben: „Nein, auch die positiven Witze nicht, die erst recht nicht, das sind die schlimmsten!“ Solche Angst vorm Lachen wäre zum Tollachen, wenn daran nicht ein Volk zu ersticken drohte. Das deutsche Volk krank heute nicht nur an auswegloser Wut, es leidet ebenso sehr an verhängtem Hohnlachen. Leute, die aus Deutschland kommen, versichern uns, dass es heute für einen deutschen Komiker schwer sei, mit irgend einer Phrase kein explosives Gelächter zu erregen. Das Publikum dichtet den politischen Sinn oft in die harmlosesten Bemerkungen. Eine Anekdote, in der eine Frau einem Manne wegen Schürzenjägerei davon gelaufen ist, genügt schon, um jeglichen Zuhörern den Namen Isidor Goebbels auf die Lippen zu zaubern und prustende Heiterkeit zu wecken. Eine Münchener Dame hat in einem Vorortkabarett erlebt, dass ein kleiner Humorist nur zu schimpfen brauchte: „Diese Wirtschaft! Das ist keine Wirtschaft, das ist eine Sauiwirtschaft in dem Hause!“ — und das Publikum brüllte los, raste demonstrativen Beifall bei offener Szene, zum fünften und sechsten Male, bei jeder Wiederholung, obwohl der Sketsch ziemlich humorlos war. Was sollen Werner Fink, Peter Sechse und Kollegen gegen diese oppositionelle Lachwut tun? Goebbels zürnt:

„Wir werden uns schützend vor das hinstellen, was wir erkämpft haben, und zwar nicht nur den Conferenciers gegenüber, sondern auch jenem Gesellschaftsnäbel gegenüber, der ihnen drohend Gefolgschaft leistet. Diese Art von Publikum kennen wir. Es setzt sich in der Hauptsache aus dem einen Prozent der Neinsager zusammen.“

Armer Schulmeister... Aller Witz geht ihm aus, denn wegen dem einen Prozent Neinsager brauchte er ja die tierische Humorlosigkeit des Systems nicht derart blosszustellen. Ein Prozent müsste das tausendjährige Reich eigentlich spielend vertragen. Aber er weiss, dass jener kleine Vorstadt-Komiker mit seinem Ausbruch gegen „die Wirtschaft in diesem Hause“ den Aufschrei des deutschen Volkes symbolisiert, von zehn Prozent Bonzen abgesehen. Sofern man der Meinung sein darf, dass in Deutschland heute auf hundert Untertanen nicht weit mehr als zehn Bonzen kommen.

„Es ist sehr schlimm, dass heutzutage die Wahrheit ihre Sache durch Fiktion, Roman und Fabel führen lassen muss“, schrieb G. Chr. Lichtenberg. Das war im 18. Jahrhundert. Unterm Absolutismus durfte die Wahrheit ihre Sache noch in der Fiktion, in Fabel und Satire führen. Welch idyllische Zeit gar war der finstere Vormärz! Damals durfte ein Glasbrenner die Gestapo des Absolutismus verulken. Sein Gendarm Wubbe verhaftet sich selbst, weil sich in ihm meckerische Gedanken regen. Illustriert von Hosemann. Ganz Berlin lachte darüber. Die damaligen Tyrannen wussten noch, wie wenig es lohnt, die Ventile oppositionellen Gelächters zu verstopfen. Die heutigen sind mit massiveren Lügen angetreten und wursteln mit der Lüge von der „neuen Demokratie“ dahin. Sie reden vom Frieden und

neuerdings auf die Republik. Also, sag ich mir, setzt Wilhelm auf die Republik. Der Zylinderfritze auch, denn unter der Republik konnte den Exkaiser doch jeder besuchen, grosse Zeiten für Zylinder... Nun versetze sich einer in die Seele eines Leibbarbiere, dessen Monarch sich nach Republik und Demokratie sehnt! So wirbelt es heutzutage die Menschen umher, mein ich nur...“

Und er schloss mit Worten, die ungefähr besagten, zuviel Weltgeschichte bekomme den Menschen nicht gut, wie es überhaupt seine Schwierigkeiten habe, mit der historischen Entwicklung immer Schritt zu halten. Karl Rothe.

## Wegbereiter

Wenn die braune Wissenschaft immer wieder Nietzsche, diesen Hasser des deutschen Feldwebels, des teutonischen Rassefaktken und Judenfressers, zu den Wegbereitern des Hitlerismus rechnet, warum dann nicht auch Paul de Lagarde? Unter dem angeblichen Ahnen des Nazismus kehrt sein Name immer wieder. Auf einem Schulungsabend des NS-Lehrerbundes Essen sprach einer über „Literarische Wegbereiter der Nationalsozialismus“. Prompt wird die immer gleiche Ahnengalerie hingelegt: R. Wagner, H. St. Chamberlain, Paul de Lagarde... Und doch ist dieser Lagarde heute gegen den braunen Rassenkoller leichter zu zitieren als für ihn. Ebenso wie Bismark, wünschte er die Aufsaugung des Judentums. In seinen „Deutschen Schriften“ fordert er von den Juden freiwillige „Eindeutschung“, Verzicht auf eigene Religion und eigene traditionelle Ge-

wohnheiten. Also völliges, restloses Aufgehen im deutschen Volke, da das Deutschum „nicht im Geblüte, sondern im Gemüte“ liege. Ein Satz, den die Rosenberg umgekehrt haben, ohne zu bekennen, dass sie damit von Lagard durch eine Achsendrehung getrennt sind.

Aber Lagarde geht in seinen deutschen Betrachtungen noch weiter. Er gesteht, dass er mancherlei jüdische Leistungen hoch schätze und verweist auf die freundschaftlichen Bande, die ihn mit einzelnen Juden verbinden; er lehne nicht den einzelnen Juden ab, sondern das Judentum als Nation. Er empfiehlt zur Lösung der Judenfrage genau das, was die Mehrheit des deutschen Judentums beabsichtigte: Völliges Aufgehen in Kultur und Volkstum, in Rechten und Pflichten des deutschen Volkes. Gerade dies aber nahmen ihnen die Nazis besonders übel. Die Zionisten waren den Braunen lieber als die getauften Juden.

Der milde Antisemitismus der Stöckertaner mag sich auf Lagardes Schriften berufen, mit dem braunen Barbarismus jedoch, mit Plünderungs- und Programantisemitismus hat dieser „Deutschbewusste“ nichts zu tun. Im Gegenteil, er lehnt den Blutmythos ab, er empfiehlt die deutsch-jüdische Vermischung, er ist ein Wegbereiter und Begünstiger der Rassenschande. Seine Schriften würden ihn, schriebe er sie heute, in den Kerker bringen.

Was erfuhren davon die Kindergärtnerinnen, auf die obiger Vortrag losgelassen wurde? Nichts. Die angeblichen Ahnen werden nicht einmal richtig vorgestellt, weil ihre Worte die entarteten Nachfahren erschlugen.

## Echtes Volkstum

Ja, da liegt im Norden oben eine Grossstadt mit einem Volkspark, darin gibt es für den unvorbereiteten Besucher eine wirkliche Ueberraschung:

„...hatte ihn nämlich eingangs der übliche Rummel mit Eisbuden und lärmenden Musiken erwartet, so trifft er auf einmal inmitten eines grossen Zuschauerkreises auf eine Vorführung ländlicher Reigen, getanz von singenden Schulkindern in Bauerntrachten... wenige Schritte weiter begegnet er einer Ankündigung des Freilichttheaters, in dem eine volkstümlich dramatisierte Schau einer Dorfhochzeit allabendlich gegeben wird. Und dann kommt das Ueberraschendste: er sieht sich plötzlich einem alten Bauernhaus gegenüber, und rechts und links sind weitere solcher Häuser, sind mittelalterliche Kirchen, Mühlen, Ställe, Holzplätze.“

Und hier kann der Besucher in jede Stube eintreten, kann altes Brauchtum bestaunen, samt der Pfanne überm flackernden Herdfeuer; „Bäuerinnen aber in schönen Trachten geben den Besuchern, die sich durch die niedrigen Türen drängen auf alle Fragen freundlich Auskunft und führen gern die Handhabe der alten Schürhaken, Stickrahmen und Kinderwiegen vor.“

Wie heisst dieses offenbar völkisch und antiliberalistisch regierte Land, in dem wirkliches Volkstum so betreut und geachtet wird? Ach, es ist das demokratische Schweden, das Land, in dem Marxisten mitregieren und jüdische Staatsbürger völlig frei umherlaufen dürfen. Und wo steht obiges Stimmungsbild zu lesen? Im „Völkischen Beobachter“ (Nr. 31), anlässlich der Deutschlandreise eines schwedischen Historikers.

„Es ist für uns Deutsche von ausserordentlichem Reiz, zu sehen, wie diese Volkstumbewegung im heutigen Schweden wissenschaftlich weiterarbeitet und von der Bevölkerung mehr und mehr angenommen wird.“

Und das ohne hysterische Propaganda, ohne Führerschrei, ohne Sippenfabel, ohne marktschreierischen Brauchtumsrummel — alles ohne Apparate, echtestes germanisches Volkstum, aus einer sozialdemokratischen Bevölkerung heraus wachsend, „Judengenossen“ an der Spitze.

Wenn Naziblätter einmal nicht aufpassen, entsteht überwältigende Wahrheit.

## Zu wenig Kinder

Der „Völkische Wille“, Dortmund (1. Februar) klagt:

„Am Geburtensoll für Grossdeutschland fehlten unserem Volk am Jahresende 1938 noch 11,2 v. H. oder etwa 186 000 Geburten. Täglich werden in Grossdeutschland noch 600 Kinder zu wenig geboren, um der Nation den Be-

stand der heutigen Bevölkerung zu sichern.“

Das bedencklichste aber sei die rasche Vermehrung der anderen:

„Im Durchschnitt muss gesagt werden, dass auf ein deutsches Kind drei Slavenkinder und auf ein deutsches Kind 4 bis 5 Mongolen geboren werden.“

Sechs Jahre Geburtenpropaganda, hohe Unterstützungen für kinderreiche Familien, Ehrenkreuz für kinderreiche Mütter, Ehrenbuch der Nation, Beförderungssperre für kinderarme Beamte — all das hat nicht genügt, um das deutsche Volk von der Notwendigkeit zu überzeugen,

„das ihm anvertraute Ahnenerbgut in ausreichender Anzahl gesunder erblicher Kinder an die kommenden Generationen als Treuhänder kostbaren Erbgutes weiterzugeben.“

Vielmehr wurde nach der Auffassung der Nationalsozialisten ein Erbgut weitergereicht, das zu den fürchterlichsten Hoffnungen berechtigt:

„Die heutigen Ergebnisse der durchgeführten Gebiete lassen eine Schätzung zu, die etwa so ausfällt, dass wir vom Familienbestand mit ausreichenden Kinderzahlen, also ab vier Kindern, etwa ein Drittel den gemeinschaftsunfähigen Asozialen zurechnen müssen und zwei Drittel den echten Kinderreichen. Leider hat aber das eine Drittel der Gemeinschaftsunfähigen eine grössere Kinderzahl als die Gruppe der Kinderreichen.“

Die menschliche Natur ist noch nicht richtig gleichgeschaltet. Ob tausend Jahre genügen, um sie kirre zu machen?

## Aus dem befreiten Wien

„In einer ganzen Reihe von Fällen musste die Feststellung gemacht werden, dass die Preise gegenüber dem Vorjahre oft bis um die Hälfte und mehr gestiegen sind. Ein grosser Teil der Laden- und Kaufhausinhaber sowie der Grosshändler und Industriellen hat den Sinn nationalsozialistischer Wirtschaftsgestaltung überhaupt noch nicht begriffen.“

Man kann es der Bevölkerung einfach nicht mehr zumuten, sich mit dem bisherigen Einkommen zufrieden zu geben, während der Händler aus den unleugbaren Umsatzsteigerungen den vollen Anteil einheimst...“

Dass die Partei durchaus in der Lage ist, mit diesen Feinden der Volksgemeinschaft aufzuräumen, geht aus den Zahlen über die bisherige Tätigkeit der Preisüberwachungsstelle hervor. Es wurden in den letzten drei Monaten in Wien 3 000 Straffälle aufgegriffen und 26 Geschäfte geschlossen. Die Höhe der verhängten Geldstrafen beträgt 45 000 RM. Die zuständigen Stellen werden sich nicht scheuen, mit nationalsozialistischer Energie schwere Bestrafungen zu verhängen. (National-Zeitung, Essen).

Fremdenverkehr. „Der Leiter des Fremdenverkehrs in Deutschland, Staatssekretär Hermann Esser, hatte die führenden Fremdenverkehrsträger Deutschlands nach Innsbruck gerufen... In einer fast zweistündigen Rede behandelte der Staatssekretär den Fremdenverkehr als politisches Machtmittel der Staatsführung zur Schaffung eines gesunden, wehrfähigen Volkes und als Mittel zur Erzielung eines bestmöglichen Lebensstandards.“ (National-Zeitung, Essen).

## Streicher-Logik

Im „Völkischen Beobachter“ Nr. 26 liest man:

„Gaulleifer Wächtler besuchte in Franzenthal die seit acht Jahren stillliegende Papierfabrik. Bezeichnend für die Methoden des früheren Betriebsleiters, eines Juden, ist ein Transparent vor dem Fabrikgebäude, auf dem es heisst: „Hier hauste ein Jude, darum steht auch acht Jahre die Bude!“ Die Betriebsanlagen dieses Werkes sind völlig verrostet und vernachlässigt und klagen die „Geschäftstüchtigkeit“ eines Juden an, der mehrere hundert Arbeiter auf viele Jahre um Arbeit und Brot gebracht hat.“

Wenn ein sudetendeutscher Unternehmer seinen Betrieb schliessen musste, dann geschah es, weil die Tschechen ihn ausgeplündert hatten. Wenn ein Jude bankrott machte, dann tat er es aus Bosheit. In seiner grenzenlosen Habgier entschloss er sich, sein Geld einzubüssen, um d'e Nachbarn zu ärgern. — Der Glaube antisemitischer Propagandisten an die Dummheit ihrer Mitmenschen übertrumpft beinahe noch ihren Hass gegen den „jüdischen Weltfeind“.

## Aus grosser Zeit

„Milei überwindet Eiermangel! Milei, das neue Erzeugnis der deutschen Milchwirtschaft, eignet sich glänzend zum Schneeschlagen, Kochen und Backen. Milei können Sie wie Hühnerweiss oder nach Rezept wie ganze Eier verwenden. Merken Sie sich folgende Regel: In der Verwendung 1 hochgehäufter Kaffeelöffel Milei plus 4 Esslöffel Wasser gleich 2 Hühnerweiss oder 1 ganzes Ei.“

(Inserat in der „National-Zeitung“, Essen, vom 5. Februar 1939.)

